

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber: F. Pieth
Band: - (1931)
Heft: 1

Artikel: Rätoromanisches im Bündnerdeutschen
Autor: Szadowsky, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Rätoromanisches im Bündnerdeutschen.

Habilitationsvortrag über das Problem der
Sprachmischung.

Von Dr. M. Szadowsky, Chur.

Das Problem der Sprachmischung hat der Romanist Hugo Schuchardt für eines der wichtigsten aller Sprachwissenschaften erklärt. Der Behauptung Max Müllers: ‚es gibt keine Mischsprache‘ stellt er den Satz gegenüber: ‚es gibt keine völlig ungemischte Sprache‘¹. Freilich nimmt er ‚Sprachmischung‘ in dem weiten Sinne, daß Mischung stattfindet, sobald sich überhaupt zwei Menschen miteinander unterhalten.

Aber auch Sprachmischung im engern Sinne fehlt kaum auf irgendeinem Sprachgebiete, d. h. die Mischung verschiedener deutlich von einander abstehender Sprachen oder Mundarten. Sie hilft denn auch höchst wichtige Vorgänge erklären, Lautveränderungen, die man als ‚Lautgesetze‘ bezeichnet, zum Beispiel die für die germanische und deutsche Sprachgeschichte so bedeutsamen ‚Lautverschiebungen‘. Wer da Mischungen zur Erklärung benutzt, hat immerhin den großen Vorteil, daß er sich auf vielfach nachweisbare Tatsachen der Sprachgeschichte und des lebendigen Sprachgeschehens berufen kann.

Auf jeden Fall können Einblicke in näher liegende Sprachmischungsvorgänge auf irgendeinem engem Gebiet Ausblicke gewähren auf weit zurückliegende und in aller Sprachgeschichte immer wiederkehrende Erscheinungen.

Die Schweiz ist in dieser Angelegenheit wie in mancher andern ein überaus aufschlußreiches Gebiet, innerhalb der Schweiz vor allem das Bündnerland. Da leben Rätoromanen und Deutsche in engstem Zusammenhang, dazu in den südlichsten Tälern Leute italienischer Zunge. Die Mischung von romanischem und deutschem Volkstum ist Jahrhunderte alt. Sie läßt sich bis auf die Anfänge zurück geschichtlich fassen — ein unschätzbare Vorteil für die Erfassung und Wertung der sprachlichen Vorgänge.

Die politische und kirchliche Verbindung Rätiens mit dem deutschen Reich brachte schon vom 9. Jahrhundert an starken deutschen Einfluß von Norden her. Am stärksten wurde er in der Zeit der Feudalherrschaften, im 12. bis 14. Jahrhundert: die Feudalherren selbst und ihr Gefolge waren meistens Deutsche.

Ich muß mich auf die sprachgeschichtlich wichtige Haupttatsache beschränken: vier bis fünf Jahrhunderte lang haben in der Herrschaft und im Bündner Rheintal nördlich von Chur Romanen und Deutsche nebeneinander und durcheinander gelebt. Deutsch war nicht nur die Herrenschaft, sondern es gab auch, was Planta aus Flurnamen mit Notwendigkeit schließt, eine ärmere Schicht deutscher Bauern, die sich durch Rodung kleine Güter, ärmliche Höfe schufen.

Eine falsche Vorstellung wäre es, wenn man von einem ‚Vorücken‘ des Deutschen, einem ‚Verdrängen‘ des Romanischen spräche. Nicht Verdrängung, sondern Vermischung ist der Tatbestand, der vor allem auch sprachgeschichtlich bedeutsam ist.

Vom 13. Jahrhundert an kam noch ein andersartiger alemanischer Zuzug und zwar in die höher gelegenen Bündnertäler, die von Romanen nicht oder nur dünn besiedelt waren. Die Feudalherren riefen zu kriegerischen Zwecken und für Bergbauarbeiten deutsche Walliser herein. Wo diese Walser sich niederließen, im Rheinwald, in Avers, Vals, Obersaxen, Safien, Davos, da hatten sie von Anfang an die Mehrheit und

waren die Bevorrechteten. Freilich haben sie sich dann ausgebreitet an Orte, die schon stark von Romanen besiedelt waren, z. B. Versam, Valendas, Prättigau.

Zu rätoromanischen Einflüssen war und ist aber auch in den walserschen Bergtälern Anlaß genug durch Nachbarschaft und Verkehr und die häufige Zweisprachigkeit.

Entlehntes konnte auch aus einer deutschen Bündner Mundart in eine andere weiterwandern.

Mein Vortrag will rätoromanische Einflüsse auf die deutschen Bündnermundarten darstellen, in bescheidenem Maße auch die starken deutschen Spuren im Rätoromanischen durchblicken lassen, bei einigen Vorgängen die Wechselwirkung zwischen Deutsch und Romanisch zeigen und damit einen kleinen Beitrag zum großen Problem der Sprachmischung leisten.

Dankbar nenne ich als reiche Quelle das Schweizerische Idiotikon, ferner ein paar Namen, welche die Fachgenossen ohne weiteres an die Werke und Abhandlungen erinnern werden, die ich als Hilfsmittel, auch zu eigenem Suchen und Sammeln, benutzt habe: Schuchardt, Bachmann, v. Planta, Brandstetter, Jud, Brun, Meinherz, Lutta². Über rätische Angelegenheiten habe ich bei den besten Kennern, v. Planta, Pult und Vieli, Rat holen dürfen.

Eines der einleuchtendsten Beispiele für romanischen Einfluß auf alemannische Laute hat Bachmann aufgewiesen, die Gutturale, Kehllaute, in der Herrschaft und in Chur: die werden dort anders gesprochen als bei den Walsern und sonst im Schweizerdeutschen: *Khind*, *Khue*, *Khalb* mit reiner Aspirata, *henke(n)*, *teke(n)* mit einfachem Verschußlaut, *mahe(n)*, *striihe(n)* mit einfachem Hauchlaut.

Bachmann hat diesen Tatbestand erklärt durch Lautersatz im Munde einer romanisch sprechenden Bevölkerung. Als die Rätoromanen der Herrschaft und der Stadt Chur anfangen deutsch zu sprechen, ersetzen sie die ungewohnten alemannischen Laute durch ihnen geläufigere.

Der Lautersatz vollzog und vollzieht sich natürlich nicht durch ein bewußtes, absichtliches Ersatzschaffen, sondern un-

bewußt, unabsichtlich durch die ‚Artikulationsbasis‘. Dazu kam freilich ein Nachahmen der romanisch-deutschen Sprechweise durch deutsche Zungen, ein unabsichtliches und auch absichtliches Nachahmen: Deutschbündner kamen den zum Deutschen übergehenden Rätoromanen entgegen, indem auch sie auf romanische Art aussprachen. Solches Eingehen auf die Sprechweise desjenigen, der die Sprache übernimmt und sich aneignet, auf die Besonderheit seiner Aussprache, läßt sich ja immer wieder beobachten. Und besonders ist zu sagen: der Nachwuchs, die Kinder übernehmen die Sprechweise der Umgebung, auch falls die Eltern noch wenig oder gar nicht darauf eingegangen sind.

Daß Bachmanns Erklärung der eigenartigen Bündner Gutturale richtig ist, das ergibt sich aus dem ganz entsprechenden Lautersatz im Munde deutschredender Bündnerromanen, wie er täglich zu hören ist, und aus ähnlichem Lautersatz in deutschen Lehnwörtern des Rätoromanischen: aus *striiche(n)* wird im Surselvischen *strihar* mit bloßem Hauchlaut; auch im Anlaut tritt diese Erleichterung ein: aus *Chante* ‚Kanne‘, *Cheigel* ‚Kegel‘, *Chätzer* ‚Ketzer‘, *Chasper* ‚Kasper‘ wurde *honta*, *heighel*, *hazzzer*, *Hasper*, und vor Mitlauten schwand auch der Hauchlaut noch ganz: aus den Personennamen *Christ*, *Chlaus* wurde *Hrist* und *Rest*, *Hlaus* und *Laus*, aus *Chruog* ‚Krug‘, *Chriide* ‚Kreide‘ entstand *ruog*, *rida*. Man kann beobachten, daß Romanen sich den velaren *ch*-Laut allmählich aneignen und dann auch falsch anwenden, durch ‚Überentäußerung‘: *en cheissa Tak* ‚ein heißer Tag‘.

Bündner sprechen ferner Wörter wie *Stanga*, *Zunga*, *Zanga*, *Finger*, *Hunger* ohne Assimilation des *g* an den velaren Nasal, dies im Gegensatz zum größten Teil des Wallis, offenbar unter dem Einfluß des Rätoromanischen, das eben in solchen Lautverbindungen zwei deutlich getrennte Laute hat.

Die Walsermundarten zeigen auffallende Fortisierungen, Verstärkungen: *Gapla* ‚Gabel‘, *Naatla* ‚Nadel‘, *Wakner* ‚Wagner‘, *räkne(n)* ‚regnen‘, und ebenso ohrenfällige Lenisierungen, Schwächungen: *de(n) Hued lüfte(n)* ‚den Hut heben‘, *er gäid uuf* ‚er geht hinauf‘, *de(n) Rüg aap* ‚den Rücken hinab‘.

Beide Vorgänge zeigt auch das Rätoromanische, auch in Lehn-

wörtern; z. B. aus *Nägeli* ‚Nelke‘ wird engad. *nacla*; die Annahme einer Beziehung zwischen Walserisch und Rätoromanisch drängt sich auf. Ich muß mich mit der kurzen Feststellung begnügen, daß nach Planta einerseits die Lenisierung innerhalb des Rätischen wohl erklärlich und somit zur Begründung der walserischen Lenisierung brauchbar ist, anderseits die Fortisierung, nach romanischem Begriff das Stimmloswerden, eher aus dem Deutschen zu erklären ist, wonach also eine Wechselbeziehung anzunehmen ist.

Die Herrschäftler und Churer sagen *Waagä* ‚Wagen‘, *laade(n)* ‚laden‘, *Boodä* ‚Boden‘, *Böödä* ‚Böden‘; die durchgehende Dehnung aller kurzen Vokale in offener Silbe erklärt Meinherz durch romanische Einwirkung: die Romanen, gewohnt, in offener Silbe Länge zu sprechen; dehnten im Deutschen überall die alten Kürzen in solcher Stellung.

Sprachmischung veranlaßt allenthalben Bildung von Diphthongen, Zwielaute. Das Rätoromanische zeigt eine sehr starke Neigung dazu, unter seinem Einfluß auch das Walserdeutsche, besonders im spät deutsch gewordenen Schanfigg: dort sagt man *schreiben*, *gleich*, *Leisabet*, *Hoús*, *Höüscher* ‚schreiben, gleich, Elisabeth, Haus, Häuser‘ mit Zwielaute für alemannische einfache Längen.

Es ist auch rätische Lautgestaltung auf alte deutsche Zwielaute übergegangen: eine ganz entschieden rätoromanische Aussprache haben die Walser in der Nachbarschaft des Bündner Oberlandes beim Zwielaute *eu*; sie sagen *Häu*, *sträuuä* ‚Heu, streuen‘ gerade so wie deutschredende Romontsche.

Vokale in Vortonsilben werden im Rätoromanischen häufig zu *a*, so auch im Bündnerdeutschen: *en kcharjoose(r) Tropf* ‚ein kurioser Tropf‘; *es ist kchamód* ‚es ist bequem‘; auch in ganz neuen Fällen wie *Matór* ‚Motor‘.

Es ließen sich überhaupt neben den regelmäßigen Erscheinungen eine Menge nicht so durchdringender Einflüsse aufweisen.

Erleichterung von Konsonantengruppen, allenthalben ein häufiger Vorgang, kann begreiflicherweise durch Zweisprachigkeit, Sprachmischung, Sprachwechsel gefördert werden.

In Graubünden wird, wie im Wallis, die Gruppe ‚ist’s‘, *isch’s* zu *is*, bei Walsern auch *hübschs* ‚hübsches‘ zu *hübs* (auch schon im ältern Schrifttum), *ds hübschsta* ‚das hübscheste‘ zu *ds hübsta*.

Das Zeitwort *fürchte(n)* wurde schon früh um den Reibelaut erleichtert: *fürten*. Das Idiotikon stellt nun aber fest, daß diese Form *fürte(n)* in Graubünden vorwiegend gelte, und es liegt auf der Hand, daß deutschsprechenden Romanen diese leichtere Form geläufig werden mußte, sei es, daß sie ihnen so übermittelt wurde, sei es, daß sie selbst die Erleichterung vollzogen: in der Herrschaft und in Chur wurde der Reibelaut ja zum bloßen Hauchlaut: *fürhte(n)*. Aus *Trachter* ‚Trichter‘ wurde rätsch *trahter*.

Für *en Stupf* sagt man in Graubünden fast allenthalben *en Skuff*, und das Zeitwort lautet *skuffe(n)* anstatt *stupfe(n)*; da ist *ff* für *pf* eingetreten: das ist der rätsche Ersatz der Afrikata, wie z. B. in *farer* aus deutsch *Pfarrer*.

Stärker als andernorts macht sich auch in Graubünden die Erleichterung des z-Lautes um den Verschluß geltend, besonders in Verbindung mit weitem Konsonanten: *Ranse(n)* für *Ranze(n)*, *b'sale(n)* für *b'zale(n)*, *Häsch du de(n)* *Christian b'soge(n)*? d. h. ‚bezogen, eingeholt‘.

Aus dem entlehnten *Roor* machen die Rätoromanen *rol*, aus *truurig* wird *truli* (schon häufig im ältern Schrifttum). Die Romanen, deren *r* am Gaumen gebildet wird, versuchten und versuchen, das vorn gesprochene *r* der Deutschbündner, besonders der Walser, in entlehnten Wörtern wiederzugeben, rücken mit der Zunge nach vorn und es entsteht ein *l* daraus, durch ‚Hyperphonie‘, durch ‚Überentäußerung‘. Durch solche ‚hyperphonische‘ Aussprache im Munde von Romanen ist wohl auch die bündnerdeutsche Form *Elez* für *Erez* ‚Erz‘ zustande gekommen, auch *Äli* für *Äri* n. ‚Ähre‘ (mit nachträglicher Umdeutung auf ein verkleinerndes *-li*).

Romanische Lautung hat die altdeutsche Endung *a* in Formen wie *ds aalta* ‚das alte‘, in Mehrzahlformen wie *Steina*, *Taga* gestützt. Nicht daß in Graubünden romanische Betonungsweise die Sammlung des Nachdrucktones auf die Stammsilbe gehemmt hätte (wie im Wallis); denn das Rätoromanische verteilt den Ton nicht (wie das Französische) auf Stamm und Endung. Die volle Endung ist erhalten, weil die Bündner überhaupt den ‚reduzierten Vokal‘ der Endungen, z. B. auch in Fällen wie *dienä*, *folgä*, durch einen leibhaftigen Vokal ersetzen, der dem *a* nahe steht und eigentlich den Rätoromanen angehört: aus alemanni-

schem *Jumpfere* ‚Jungfrau‘, *Hudere* ‚Fetzen‘ wurde bei ihnen *giunfra*, *hudra* und bei den Deutschbündnern *Jumpfara*, *Hudera*.

Grundsätzlich ist zu betonen, daß Sprachmischung nicht nur umgestaltenden Einfluß ausübt, sondern auch erhaltenden.

Um Erhaltung und Verstärkung altdeutscher Eigenart durch romanischen Einfluß handelt es sich z. B. bei der walserischen Aussprache *Jisch* ‚Eis‘, *böösch* ‚böse‘, *Füksch* ‚Füchse‘, *Taksch* ‚Tages‘. Diese Lautgestalt erscheint im ganzen Südstreifen deutscher Mundarten: romanische Sprechweise hat da die urdeutsche Aussprache des s-Lautes, der mit dem *sch*-Laut verwandt war, bewahrt. Auch in der Herrschaft wird der s-Laut breiter gesprochen als sonst in der Ostschweiz, und dazu stimmt die Aussprache von Familiennamen wie *Simmen* etwa in Dörfern des Domleschg, wo Deutsch und Romanisch sich berühren und vermischen.

Im hintern Prättigau, zum Teil auch noch in Davos und im hintern Schanfigg sagt man *tanzn*, *rüepfn*, *läbn*: von der Endung ist nicht der Selbstlaut erhalten (wie fast allenthalben im Schweizerdeutschen: *läbe*), sondern der Mitlaut *n*, so auch in Wörtern wie *Jisn* ‚Eisen‘, *offn* ‚offen‘.

Sind da etwa zum Deutschen übergehende Romanen durch die Amtssprache, vielleicht auch durch das Schriftbild veranlaßt worden, das *-n* auch in der Umgangssprache ertönen zu lassen? Daß die Walser auf solche Lautung eingegangen wären, das erschiene keineswegs als unerhörtes Entgegenkommen.

Es gibt auch ganze Wortformen, die durch fremden Einfluß erhalten oder eingeführt worden sind, z. B. die Indikativform des Präteritums von *siin* ‚sein‘: *er war* (im Berner Oberland: *er was*). Sonst sagt man allenthalben im Schweizerdeutschen: *er ist gsi(n)*. In Graubünden hört man mitten unter guter Mundart: *Zu ünscherer Ziit war's nid soo; Das war en guete(r) Ma(nn)!* *Das wár Eine(r)!* Eine erhaltene Altertümlichkeit mag das in den Gebirgsmundarten zum Teil sein; in Chur, in der Herrschaft sind aber die Romanen für dieses *war* verantwortlich: sie haben es wohl aus der deutschen Amtssprache und aus der neuhochdeutschen Schriftsprache übernommen.

Erhaltender und umgestaltender Einfluß betrifft auch syntaktische Dinge, Gestaltungen des Satzbaus.

In prädikativer Stellung ‚kongruiert‘ das Adjektiv mit dem Beziehungswort: *der Stall ist aalte(r)*, *d'Chua ist aalti*, *ds Huus ist aalts* ‚der Stall, die Kuh, das Haus ist alt‘, *d'Hüüscher sind aalti* ‚die Häuser sind alt‘, *dia Chanta sind kein Rappe(n) wäärda* ‚diese Kannen sind keinen Rappen wert‘, *d'Chua gäid lammi* ‚die Kuh geht lahm‘.

Da ist altdeutsche Fügungsweise gestützt und erhalten worden durch romanische. Natürlich ist dabei das altdeutsche Maß überschritten worden. Planta weist mich darauf hin, daß auf der andern Seite auch das Rätoromanische ein Hinausgehen über das Altherkömmliche zeige, nämlich Unterscheidung einer prädikativen und einer attributiven Form beim männlichen Adjektiv: *in um grond* ‚ein großer Mann‘, aber *quel um ei gronds* ‚dieser Mann ist groß‘. Planta hält das für eine Berührungerscheinung.

Ähnliches ergibt sich bei der germanistisch-romanistischen Abwägung der Tatsachen beim Artikelgebrauch.

Christe(n) häd g'säid, *Peeter ist cho(n)*, *Urscheli ist daa*: so heißt es bei den Davosern, Prättigauern, Schanfiggern (wie auch in Teilen des Berner Oberlandes) — im Gegensatz zum gesamten süddeutschen Sprachgebrauch und auch dem schweizerdeutschen Ohr zur Verwunderung, also Vornamen ohne Artikel, übrigens auch Familiennamen: *Läli häd g'säid*; *Ambüel ist cho(n)*. Warum gehen ein paar hochalemannische Mundarten diesen eigenen Weg? Genauer: warum sind sie beim altdeutschen Brauch geblieben? Auch da haben die Romanen gewirkt, und auch da haben sie eine Gegenwirkung erfahren: die Rätoromanen herwärts des Albula setzen sozusagen allgemein zu den Vor- und Geschlechtsnamen den Artikel, während das Engadin die Namen ohne Artikel gebraucht.

Sicher haben auch gewisse genetivische Namensfügungen an romanischer Ausdrucksweise Halt gefunden: in Avers lebt z. B. *ds Nanni ds Schmuunlich*, die Tochter Nanni eines Simon, und im Friedhof liegen *ds Nanni ds Jannsch*, die Tochter des Jann Füm, *di aalta ds Tiinlich*, die Frau des *Tiinli*, und *di aalta ds Batschisch*, die Frau des *Batschi*.

Eng verwandt damit ist eine auffallende bündnerische Ortsnamenfügung: *ds Zügjischi Witi* für eine *Witi*, eine unbewaldete Stelle, in einem *Zügji*, einem Lawinenzug; *ds*

Chrumsch Egg für ein *Egg*, einen Geländerücken, neben einer Bergschlucht mit dem Namen *der Chrumm*; *Spitzensteinsch Boden* für einen *Boden* am *Spitzenstein*; schon im 16. Jahrhundert im Davoser Spendbuch: ‚des Waldys gadenstettly‘ (zu *Walddi* ‚kleiner Wald‘), ‚des Stillen bärgs bach‘, der vom ‚stillen bärg‘ kommt, ‚der Eggen bach‘ zum Flurnamen ‚Egga‘.

Dieser attributive Genetivus loci ist dem Deutschen sonst fremd, entspricht aber alten rätschen Flurnamen, die Pult³ vor kurzem behandelt hat: *Praw de Kaila* ‚Staudenwiese‘, *Prada da Dgirs* ‚Neubruchwiesen‘, *pra da Carden* ‚Winkelwiese‘.

Ein buntes Gewebe aus Altdeutschem und Nachgeahmtem stellt sich dar, wenn man die Hilfszeitwörter betrachtet, übrigens auch da wieder auf der andern Seite deutscher Einschlag im romanischen Gewebe.

Cho(n) ‚kommen‘ für ‚werden‘ teilen die Deutschbündner mit den Wallisern und andern Hochalemannen: *dr Hobel-baach ist daa g'machte(r) cho(n)* ‚die Hobelbank ist da gefertigt worden‘; *hiir chunt d'Brikkä nimme puuni* ‚heuer wird die Brücke nicht mehr gebaut‘; *ds Gras chunt riipfs* ‚das Gras wird reif‘. Die Sinnentwicklung ‚kommen — werden‘ hat sich schon innerhalb der deutschen Sprache angebahnt; entscheidend war aber für das Durchdringen und Typischwerden und Dauern solcher Anwendung von *chon* schon im Wallis romanischer Einfluß und in Graubünden besonders rätoromanischer: im Bündner Romanischen wird das Passiv fast ausschließlich durch Verbindung des Partizips mit dem Hilfszeitwort *vegnir* ‚kommen‘ gebildet: *la casa vegn vendida* ‚das Haus wird verkauft‘.

Eine Gegenwirkung des Deutschen auf das Rätoromanische besteht, wie mir Fachleute versichern, darin, daß das Surselvische die Zukunft mit *vegnir* ‚kommen‘ bildet (dies im Gegensatz zu andern romanischen Sprachen): *el vegn a scriver ina brev* ‚er wird einen Brief schreiben‘.

Übrigens brauchen Rätoromanen etwa, wenn sie deutsch sprechen, *wërden* im Sinne von ‚kommen‘ — kurzum es besteht auch hierin in Graubünden ein rechtes Geflecht aus romanischen und deutschen Wort- und Satzgestalten und Vorstellungsweisen.

Eine andere walserische Passivumschreibung bedient sich des Reflexivums *sich*: am Sonntag steht man nicht früh auf, *wil-si(ch) denn doch gäre en bitz uusruebet* ‚auch gern ein bißchen ausgeruht wird‘; *da tued-si(ch) albig z'lüt-schel* ‚da wird zu wenig getan‘. Übergang von medialer und reflexiver Bedeutung zur eigentlich passiven ist nun freilich ein verbreiteter Vorgang, auch in germanischen Sprachen (besonders im Nordischen). Aber es ist sicher nicht ohne Belang für die erwähnte Walserfügung, daß gerade im Rätoromanischen an Stelle des Passivums eine reflexive Fügung gebraucht wird: *il romontsch seplaida el Grischun* ‚Romanisch wird in Graubünden gesprochen‘, und daß da Fälle häufig sind wie *sebugnar* ‚baden‘ neben transitivem *bugnar* ‚netzen‘, was auch bei deutschen Lehnwörtern gehandhabt wird: *senizziar* ‚Vorteil ziehen aus etwas‘ wird aus deutschem *nützen* gebildet und in Avers und im hintern Prättigau nach romanischem Vorbild: *er hed si(ch) g'chneuwet* ‚er kniete nieder‘, *tue di(ch) chneuwe(n)*.

Ma(n) bliibt schlächt ‚man befindet sich schlecht‘, *är bliibt nid guet debii* ‚er steht, stellt sich nicht gut dabei‘ sagen die Walser, so auch Rätoromanen, wenn sie deutsch reden. Im Rätoromanischen würde dies mit *star* ausgedrückt, und dieses Zeitwort hat eben auch die Bedeutung ‚bleiben‘. So kommt denn auch walserisch *staan* im Sinne von ‚bleiben, sein‘ vor, so auch schon im Klosterser Landbuch für ‚zu Hause bleiben‘, *daheimet stan*‘, was genau dem surselvischen *star a casa* entspricht.

Vertauschungen von *haben* und *sein* in der Perfektumschreibung rühren in Graubünden zum Teil von der Unsicherheit her, die sich bei Deutschlernenden geltend machen muß, zum Teil ist das romanische Muster augenscheinlich: *doo ist min Vatter noch g'läbt* ‚damals hat mein Vater noch gelebt‘: *el ei vivius*.

Recht bunt ist der Durcheinander besonders im Bereich der Präpositionalfügungen.

Manche Störung ist da einfach der Unsicherheit im Präpositionengebrauch zuzuschreiben, die bei Sprachmischung selbstverständlich ist.

Lehrreicher sind die Fälle offenkundiger, nachweis-

barer Übertragung, und solche lassen sich in Menge aufweisen: *schì trüiche(n)* (trinken) *in drii e(n) Fläsche(n)* anstatt ‚zu dreien‘: im Rätoromanischen gilt nur *en; i(n) dem Wätter* ‚bei diesem Wetter‘, romanisch *en* oder *cun*; *är häd-me e(n) Buech in de(n) Chopf g'worffe(n)* ‚er hat ihm ein Buch an den Kopf geworfen‘, romanisch *en*; walserisch heißt es auch: *är häd de(n) Chopf ii(n)-g'schlage(n)* anstatt ‚angeschlagen‘, wie im Romanischen; *a(n)-me Zit häd-ma(n) gar kchei-mee(r) Anke(n)* ‚in einer Zeit hat man gar keine Butter mehr‘, romanisch *allura*; die Frau sagte etwas ‚beim Eintreten‘, in Avers *uf der Tür (uf der Schwellen mag mit im Spiele sein)*, wie im Romanischen; *är joolet von alle(n) Chrefte(n)*, in Avers, wie im Romanischen; *ich han kchei Wunder von der Músik* ‚ich habe nicht viel Lust nach Musik‘.

Bündnerdeutsch *mit staa(n) ii(n)-schlaaje(n)* ‚stehend einschlafen‘; *ma(n) g'hiiti um mit Häue(n)* ‚man fiele um beim Heuen‘ entspricht der romanischen Fügung *cun sta*; *eine(n) mit Rueb laa(n)*, *mit Frid laa(n)*, ‚in Ruhe lassen‘ gilt auch im ältern Schweizerdeutschen, entspricht aber auch dem rätischen *(la)schár cun paus*.

Vieli hat eine Sammlung rätischer Präpositionalfügungen, in denen sich deutscher Geist geltend macht: zum Beispiel *sin la staziun* ‚auf dem Bahnhof‘ (anstatt *alla staziun*); ‚auf Ostern‘: *sin Pastgas*; es studiert einer ‚auf oder an der Universität‘ drückt man etwa mit *sin* oder *vid* aus anstatt *alla*; ‚man bezieht alles aus Italien‘: *ord Italia* anstatt *dall'*; ‚gefallen aus einer Höhe von zehn Meter‘: *ord in'altezza* anstatt *d'in altezza*; *er mues lache(n) ab dem Herr* verführt zur romanischen Wendung *rir giud il signur*. Nur bündnerromanisch ist dergleichen möglich und eben unter deutschbündnerischem und überhaupt deutschem Einfluß.

Auch bei den Vorwörtern kann übrigens altdeutscher Brauch durch rätischen Einfluß gestützt und erhalten werden.

Für ‚zu Bette gehen‘ sagt man in Vals und andernorts *a(n) bett gaa(n)*, demnach auch *a(n) bett sii(n)*. Das Vorwort *a* klingt romanisch.

Man sagte aber auch im Mittelhochdeutschen *an daz bette gan*, *an dem bette sitzen* (schon im Gotischen kommt *ana ligra*

ligandan ‚den auf dem Lager liegenden‘ vor). Die altdeutsche Wendung ist bei den Walsern durch die rätoromanische *ir a letg* gestützt worden, deutsches *a(n)* durch das gleich klingende romanische *a*.

Die Romanen sagen aber auch *ir el letg*, d. h. ‚im Bette gehn‘, und diese Fügung hat der walserischen *im Bett gaa(n)* Halt gegeben, — auch hier nur Halt gegeben, nicht sie aus dem Nichts hervorgerufen. Es liegt nämlich eine regelrechte Akkusativfügung zugrunde: man geht *in Bett*, (wie im Neuhochdeutschen ‚zu Bette‘, auch ohne Artikel), *in Bett*, *i(n) Bett gaa(n)* sagt man auch tatsächlich in Walsergegenden, und aus *in Bett* wurde durch Assimilation *im Bett*. Es geht also im Grunde mit rechten Dingen zu, wenn man sagt: *gang hinacht früehaft im Bett*, oder jetzt müsse man *den Micheli im Bett tue(n)*. Die Fügung konnte aber als Dativfügung empfunden werden; sie wurde und wird tatsächlich so empfunden, und zwar unter dem Einflusse der Romanen, die eben in ihrer Sprache, ‚im Bett gehn‘ sagen: *ir el letg*.

Von dieser natürlich ungemein häufig erklingenden, sicher alltäglichen Fügung *im Bett gaa(n)* verbreitet sich offenbar *im* für *in* und überhaupt der Dativ zum Ausdrucke der Richtung und Bewegung: *ma(n) tuet d's Fläisch im Salzwasser und im Chäller* ‚man tut das Fleisch in Salzwasser und in den Keller‘; *är hät-na im a Sack taa(n)* ‚er hat ihn in einen Sack gesteckt‘; *uf-em Ofen(n) gaan-ich niä, är ist z'hert* ‚auf den Ofen gehe ich nie, er ist zu hart‘; *ich bi(n) chad no(ch) cho(n) uf-em Egg uus* ‚ich konnte gerade noch auf die Felsspitze hinaus gelangen‘: zu solchen Sätzen ist von den eben erwähnten kein weiter Sprung. Daß sie nicht nur zustande kommen, sondern auch Bestand erhalten und zwar in allen Walsergegenden, daß eine übliche Fügung daraus wird, ein ‚Satzschema‘, dazu hilft natürlich die von romanischer Vorstellungs- und Ausdrucksweise herrührende Unsicherheit in der Unterscheidung des wo und wohin. Die macht sich auch auf Schritt und Tritt geltend, wenn Rätoromanen deutsch reden: *wänd-Si nid uf-kho in der Stube(n)?* ‚wollen Sie nicht heraufkommen in die Stube?‘ *Chömmend-Si de(n) nächst Sunntig wieder doobe(n)?* ‚kommen Sie am nächsten Sonntag wieder herauf auf die Lenzerheide?‘

Die romanischen Richtungspräpositionen und -adverbien bezeichnen nicht nur Bewegung nach einem Orte hin oder von einem Orte her, sondern auch Ruhe am Ort: *al sta via Ramosch* ‚er wohnt in Remüs hinüber‘. Dieser romanische Brauch hat einen bestimmenden Einfluß auf das Alemannische ausgeübt: der Walser sagt nicht nur *ich gaan da uuf* ‚ich gehe da hinauf‘, sondern auch *ich woon da uuf* ‚ich wohne dort oben‘, eigentlich ‚dort hinauf‘. *Händ-er iin ättes ver-loore(n)?* ‚habt ihr drinnen etwas verloren?‘ eigentlich ‚hinein‘.

Es ertönen etwa Sätze, die nach zwei Seiten zu schauen scheinen: *ds Schuelhuus ist uf dem Egg aap g'stellt* ‚das Schulhaus ist auf diesem Geländevorsprung hinunter gestellt‘.

Im Neuhochdeutschen sagt man nicht mehr ‚man fährt in Amerika‘ oder ‚man reist in Zürich‘, sondern ‚nach Amerika, nach Zürich‘, weil sonst (wegen der mangelnden Flexion) der Gegensatz von Ruhe und Richtung nicht hervorträte. Dieser Gegensatz ist nun eben gerade den Gebirgsmundarten in romanischer Nachbarschaft beinahe gleichgültig; da kann denn einer *i(n) Monstei(n) sii(n)* oder *i(n) Monstei(n) ga(n), a(n) Flüela bliibe(n)* oder *a(n) Flüela cho(n)*; der Avner schickt so gut wie der Davoser einen Sohn *i(n) Amerika*, und ein Splügener Hirte urteilt, die Amerikaner hätten nicht sollen Truppen *i(n) Europa schicke(n)*. Da ist offenbar ein älterer deutscher Sprachgebrauch durch romanischen gestützt worden.

Für die Vermengung der räumlichen Begriffe ließen sich noch Beispiele in Hülle und Fülle bringen. ‚Ganz nahe bei ihm‘ heißt *satt an-ma zuehin*, und man kann sogar sagen: *schër-di(ch) vo(n) mir zueche!* ‚scher dich aus meiner Nähe!‘; *zuehin* heißt eben auch ‚dabei‘.

Es gibt auch Gegenstücke, Anwendung des ‚wo‘ im Sinne des ‚wohin‘. Schon die Frage nach einem ‚wohin‘ hat eine sonderbare, auffallende Gestalt: *Wo geischt, Micheli?* ‚wohin gehst du, kleiner Michel?‘ *Wo tuescht d'Blachte(n)?* ‚wohin tust du die Blackten?‘.

Begriffliche Verwechslung oder Vermengung des wo und wohin kann da Ursache oder Folge sein — vermutlich beides. Tatsache ist sie in solchen Fällen, wie in manchen

ändern, nämlich Tatsache im Sprachgefühl. Aber geschichtlich kann ein sozusagen unschuldiges *wo*, *wa* aus mittelhochdeutsch *war*, althochdeutsch *wara* vorliegen, das wirklich ‚wohin‘ bedeutet.

Bei dieser Vermengung des ‚Intralokalen‘ mit dem ‚Translokalen‘ zeigt sich deutlich, wie auch die innere Sprachform von fremden Einflüssen heimgesucht wird, das heißt die besondere Art, mit welcher in einer Sprache die Dinge und ihre Verbindungen untereinander erfaßt werden, und daß, was Jespersen⁴ z. B. bezweifelt, wirklich bleibende Einflüsse syntaktischer Art festzustellen sind.

Auch die Wortfolge im Satze läßt romanische Neigungen erkennen: *Über de(n) Vilán ist häre(n) g'waltet d'Wätter-Bränte(n)* ‚über den Vilan ist der Wetternebel hergewallt‘; *er sünderet ab d's Gueta vom Böse(n)* ‚er sondert das Gute vom Bösen ab‘. Man will offenbar die Satzaussage nicht unterbrechen durch einen eingeschobenen Satzgegenstand oder durch eine Ergänzung, auch nicht Subjekt und Prädikat durch attributive oder adverbiale Bestimmungen: *wen(n) e(n) Stei(n) chäämi troolende(r)* ‚wenn ein Stein fallend den Abhang herunter käme‘; *är ist cho(n) stibelnde(r)* ‚er kam wackligen Ganges‘.

Nicht nur umgestaltend oder erhaltend, sondern sogar schöpferisch kann sich fremder Einfluß am einheimischen Sprachgut betätigen.

In den deutschen Bündner Mundarten gibt es eine stattliche Anzahl Wörter mit dem Anlaut Sk- (gesprochen Schk-), zunächst Lehnwörter aus dem Rätoromanischen: *Sküüse(n)* sind ‚Ausreden, Ausflüchte‘ (engad. *s-chüsa*); *in Sküssioon gaa(n)* heißt ‚fallieren‘ (rät. *scussiun*); *en Skrogg* ist ein Schurke (rät. *scroc*, it. *scrocco*); *Skalper* heißt Meißel, Stemmeisen (rät. *scalper*).

Ein solches Wort kann aus einem rätischen oder italienischen und einem deutschen Wort gemischt sein: *e(n) Skäna* ‚lange, dünne Kuh‘ aus einem italienischen Mundartwort, das dem italienischen *schiena* ‚Rückgrat‘ entspricht, und deutsch *Schine(n)*, *Schöne(n)* ‚Unterarm-, Unterschenkelknochen, Holzschiene zu steifen Verbänden‘, althochdeutsch *scina*, *scëna*.

In andern Fällen ist der Kern rein deutsch: bündnerdeutsch *Skaffä* ‚Schrank‘ ist aus rät. *saffa* entlehnt, dieses selber aber entlehnt aus ahd. *scaf* ‚Holzgefäß‘, — entlehnt zu einer Zeit, da altdeutsches *sk* noch nicht zu *sch* geworden war, also *scaf* noch nicht zu *Schaf*, das heißt vor dem 11./12. Jahrhundert, wie rät. *saffir*, *scazzi* aus ahd. *saffjan* ‚schaffen‘, *scaz* ‚Schatz‘.

Der Umweg über ein romanisches oder romanisiertes Wort ist aber keineswegs unumgänglich. Im Bündnerdeutschen selber wachsen Formen mit diesem *sk*-Anlaut aus Wörtern mit Anlaut *g* heraus. Das geht so zu:

Im Rätischen stehen sehr oft Formen mit anlautendem *s*- neben solchen ohne *s*:- *scavar* neben *cavar* ‚aufgraben‘, *scarpar* neben *carpar* ‚zerreißen‘, *sgrischur* neben *grischur* ‚schrecken‘, so auch deutschbündnerisches, ursprünglich rätisches *Skiifer* neben *Giiifer* ‚kleiner Schneefall, dünne Schneedecke‘, *Skriiffla* neben *Griiffla* ‚Preißelbeere‘.

Durch solche Entlehnungen aus dem Rätischen und sonstige sprachliche Mischung in zweisprachigen Gebieten hat dieser Anlautwechsel auch ins deutsche Sprachgut übergriffen und sich da sprachschöpferisch ausgewirkt: zum Beispiel zum Zeitwort *gaffe(n)* im Sinne von ‚klaffen, offen stehn‘ hat sich ein *skaffe(n)* mit ‚prothetischem‘ *s* gesellt: *es tuet skaffe(n)* ‚es klafft‘; zu *gudere(n)*, *güdere(n)* ein bündnerisches *skudere(n)* ‚eilig, verworren sprechen, aufbegehren‘, und *sküttere(n)* ‚klatschen‘ samt *Sküttera* f. ‚Klatschbase‘; zu *Gutz* ‚Schwall, Strahl einer Flüssigkeit‘ ein bündnerisches *Skutz*; zu *Geifer* ‚Geifer‘ ein bündnerisches *Skeifer*.

Der umgekehrte Vorgang läßt aus Wörtern mit anlautendem *sk*- Wörter mit anlautendem *k* oder *g* wachsen: *en Skorrä* m. ist ein Wurzelstumpf, ein knorriges Stück Holz; das Zeitwort *skorre(n)* bedeutet ‚hervor- oder emporragen‘: *was skorret daa uusser?* ‚was ragt da heraus?‘. Das ist das althochdeutsche Zeitwort *scorreen*, auf rätischem Boden entlehnt. Nach dem Muster von Paaren mit jenem Anlautwechsel, *skiifer*: *giiifer*, *scavar*: *cavar*, wurde zu diesem Zeitwort *skorre(n)* eine Nebenform *gorre(n)* ‚emporragen‘ hinzugebildet, — scheinbar ein Fremdling ohne Heimatschein und Bürgerrecht.

Dieses bündnerdeutsche Zeitwort ist also aus altdeutschem Sprachgut entsprossen, ist deutsch gestaltet — verdankt aber sein Dasein einem rätoromanischen Anlautwechsel.

Es entstehen durch Mischung merkwürdige Wortbildungsmittel.

Die Walser haben Verkleinerungs- und Koseformen (Diminutiva) auf *-ti*, wie *Näbelti*, *Löffelti*, *Hügelti*, *Töbelti*, ‚Nebelchen, Löffelchen, Hügelchen, Töbelchen‘. Für dieses *-ti* findet man keinen Anschluß im Deutschen; romanisch ist es auch nicht. Es ist eine Suffixverbindung aus romanischen und deutschen Bestandteilen.

Romanische Diminutiva auf *-ett*, *-etta*, z. B. Ortsbezeichnungen wie *Alpetta*, *Acletta*, *Furcletta*, wurden von Walsern nicht mehr als Diminutiva verstanden und gemeint, darum von ihnen und übrigens auch von Rätoromanen selber aufs neue diminuiert mit dem alemannischen *-li* (das z. B. die Emser tatsächlich durchweg auch ihren romanischen Wörtern anhängen). So entstand z. B. ein *Alpétli*, mit deutscher Betonung *A'lpetli*, mit Umstellung *A'lpelti*. Da lag dann wiederum eine unmittelbare Beziehung auf *Alp* nahe: dann mutete *-étli*, *-elti* als Suffix an und konnte auch bei anderen Wörtern seinen Dienst tun: *Tannetli*, *Buebelti*, *Meitelti*: das *-elti* empfanden Ohr und Herz wohl als recht ‚typisch‘ kosend, verzierend, verzierlichend. Aus solchen Wörtern entsprang auf verschiedene Weise das *-ti*: *es Näbelti*, ‚Nebelchen‘, *es Wiilti*, ‚Weilchen‘.

Entscheidend, tonangebend, schöpferisch war der Ursprung eines Suffixes *-etli* durch Verbindung des deutschen *-li* mit romanischem *-ett*, vielleicht auch des deutschen *-i* (*Chatzi*, *Chappi*, ‚Kätzchen, Käppchen‘) mit romanischem *-elett*, *-alett*, italienischem *-elletto*.

Kose- und Verkleinerungsformen führt man gerne frisches Blut zu, auch fremdes.

Auch Verstärkungen bedürfen immer wieder der Auffrischung.

In Graubünden wird der *bare Tüüfel*, ‚der leibhaftige Teufel‘ verstärkt zum *bàréntigä Tüüfel*, oder es ist einer *en bàréntigä Lugner*, *Lump*, *Narr*, *es bàréntigs Chalb*. Mit ‚Ende, vollendet‘ hat das nichts zu tun. Im Rätoromanischen, auch im Puschlav

und im Norditalienischen werden die Eigenschaftswörter mit einer ursprünglich partizipialen Endung *-ent*, *-ento* verstärkt, zum Beispiel *bonento* anstatt *buonissimo*, *novento* anstatt *nuovissimo*, im Puschlav *nov novent* ‚nagelneu‘, *cald caldent* ‚siedendheiß‘. Mit solchen Formen ist das *-ent* ins Bündnerdeutsche gewandert und hier durch angefügtes *-ig* heimischer und selbständiger geworden. Der Ton widerspricht noch jetzt der gewöhnlichen Betonung deutscher Zusammensetzungen: *bàréntig*. Nach Mustern wie *bàréntig*, *vùl-éntigi Maal* ‚sehr viele Male‘ verstärkte man auch ein schon verstärktes *muus-allei(n)* zu *muus-entig-allein*; anstatt *vùl-éntigi Maal* sagte man auch einfach *entigi Maal*, anstatt *chlèi-éntig* auch *entig chlei*, *es entig chleis Meitji* ‚ein ganz kleines Mädchen‘, und damit hatte man ein fast oder ganz selbständiges *entig* im Sinne von ‚sehr, ganz‘ — ein bündnerdeutsches Adverb aus einem romanischen Verstärkungssuffix, der auf eine Partizipialbildung zurückgeht.

Eine Suffixverbindung aus deutschen und romanischen Bestandteilen, die auf rätschem Boden gewachsen ist, soll noch genannt werden: das Romontsche übernimmt aus dem Deutschen das Wort *Bettler*, bildet daraus mit einheimischem Suffix *-aglia* ein *bettleraglia* ‚Bettlerpack‘, hängt dann die Verbindung *-eraglia* an entlehntes *schelm* und bildet *schelmeraglia* ‚Schelmenpack‘.

Es liegt auf der Hand, daß dergleichen Wortbildungen ihre werbende Kraft Gefühlswerten danken.

Auf solche stößt man denn auch auf Schritt und Tritt, wenn man die im Bündnerdeutschen geläufigen Lehnwörter aus dem Rätischen mustert.

Freilich sind oft ganz einfach Wörter und Sachen gemeinsam übernommen worden oder bewahrt geblieben, etwa auf den Sachgebieten der Land- und Alpwirtschaft, so Wörter für Pflüge, *Felwáanä* f. (schams. *flianga*), *Chriek* m. (rät. *criec*), oder für Speisen und Speisezeiten: *maränt* ‚Vesperbrot‘ (rät. *marenda*), *ds chlii(n) maränt* ‚Abendmahlzeit‘, Gerichte, etwa Suppen wie *Formitíns* (rät. *furmentins*), auch *Püllä* ‚Brei‘ (rät. *buglia*).

Vieli⁵ hat den starken deutschen Einschlag in den Ausdrücken des Mühlenbetriebes in Romanischbünden gezeigt, der besonders daher rührt, daß die Müllerei in Graubünden seit dem 16. Jahrhundert von zwei Kulturstraßen her, Rhein und Inn,

unter alemannischen und bairischen Einfluß zu stehen kam. Da wimmelt es denn von deutschen Eindringlingen wie *riarsteka* ‚Rührstecken‘, *laufer* ‚Laufer‘, *spindelstok* ‚Spindelstock‘, *fluuk* ‚Flugmehl‘ und Mischgebilden wie *trúka da frina* ‚Mehltrog‘.

Als Gegenstücke, aber ebenfalls Zeugen der Wechselbeziehungen auf diesem Sach- und Lebensgebiet erscheinen in Walsermundarten rätische Wörter für Getreide- und Mehlararten und Verwandtes: *Juttä* f. ‚Gerste, Graupe‘ (rät. *giutta*), *Grischschä* f. ‚Kleie‘ (rät. *crestga*), *pällü* f. ‚Spreu‘ (rät. *paglia*).

In der Familie ist nicht selten gemischte Benennung der Angehörigen sachlich begründet genug.

Die Walser in Obersaxen, wo Ehen zwischen Walsern und Rätoromanen häufig sind, brauchen *Tat* ‚Großvater‘, *Tattä* ‚Großmutter‘, entlehnt aus rät. *tat* und *tatta*, nur dann, wenn rätische Großeltern vorhanden sind und in Gegensatz zu den deutschen gestellt werden sollen: diese heißen *Eeni*, *Aanä*, *ds Aani*. Vater und Mutter sind *der Ätti und d' Mumma* — *Ätti* deutsch, *Mumma* rätisch; das deutsche *Muatter* lebt nur im Sinne von ‚Gebärmutter‘.

Die romanischen Oberländer sagen für Vater *bap*, für Großvater *tat*, für Urgroßvater *ur-át*, für Ururgroßvater *sfur-át* — mit seltsamen Mischungen aus Rätisch und Deutsch.

Sachlich begründet ist das Lehnwort auch dann, wenn kein einfaches deutsches Wort (kein eindeutiges) vorhanden ist: *Fischender* heißt kurz und bündig der vorübergehend angestellte Gehilfe des Hirten (rät. *vischander*); *Fadúschgel* ist altes Gras, das über den Winter stehen geblieben ist (rät. *vaduscal*).

E(n) Kaneerä f. (aus rät. *canera*) ist ein mutwilliger Lärm, eine Prahlerei, — nicht schlechtweg Lärm, sondern eine bestimmte Art, die samt dem Gefühlswert im Deutschen nur schwer, allenfalls durch Umschreibung wiedergegeben werden kann.

Skattelä (rät. *scatla*), anstatt *Schachtlä*, braucht man z. B. in Klosters nur in herabsetzendem Sinne, etwa für eine Blechbüchse, die einer mit den Füßen *ummer-spärzt* — also kein ‚Luxuslehnwort‘.

Ausdrücke für Tätigkeiten und Vorgänge, die stark auf Empfindung und Gefühl wirken, besonders lästiger, unangenehmer Art, haften bei zweisprachigen Leuten oder drängen sich anderssprachigen Volksgenossen auf: *plunte(n)* ‚poltern‘ (rät. *spluntar*); *pitske(n)* ‚kneifen‘ (rät. *piz-ziar*); *persäile(n)* ‚maßregeln, prügeln‘ (engad. *bersagliar* ‚angreifen‘); *zer-schmäkke(n)* ‚zerquetschen‘, mit deutscher Vorsilbe aus rät. *smaccar*; *es gäid in Krüschscha* ‚es wird zu nichts, wird zu klein‘, rät. *crestga*; *z'Malüürä gaa(n)* ‚zugrunde gehn‘: rät. *ir a (la) malura*, vermischt mit *z'grund gaa(n)*.

Gefühlsbetont sind auch Wörter wie *aléeger* ‚frisch, munter‘, *pas* ‚welk, matt‘: *ds Häu ist passes, d'Chua ist passni*; *skars* ‚knapp, kaum‘: *wer sind skars mid-em Häu*; ferner Wörter für ‚Eile‘: walserisch *Preschscha* f. (rom. *prescha*); für ‚Wagnis‘: *das ist e(n) groossi Reskä* (rom. *resca*); für ‚Stichelei‘: walserisch *Tukkä* f. (rom. *tucca*); für ‚lästiges Drängen‘: *är häd 'tiiret, er welli gaa(n)* rom. *trer*, 3. P. *el tila*); für ‚stoßen, zurückstoßen‘: *dä(n) will-i(ch) scho(n) z'ruck-tschässe(n)* (roman. *tschessar*); für ‚hinken‘: *tschoppe(n)* (rom. *ir zops*); für ‚Grimassen‘: *Tschüürä* f., das rät. *tschera* ‚Miene‘, also im Deutschen mit Entwertung; *schmänesse(n)* ‚Grimassen schneiden‘ (aus rät. *smanegiar*). Verlockend sind natürlich auch Schimpfwörter wie *Baländer* ‚Schwätzer, Säufer‘ (rät. *palander*), *Patíf* ‚dummer Kerl‘ (engad. *patüfla* ‚Scherz, Narrheit‘, *patüfler* ‚närrisch reden‘); die Romanen haben dafür den deutschen *Lump* übernommen, wie denn überhaupt dergleichen Kräftausdrücke sich hüben und drüben beliebt machen, auch herabsetzende, tadelnde Tierbezeichnungen, zum Beispiel bei Walsern *Tschänk* m. (rom. *tschanc*) für ein schlechtes, unansehnliches Schaf, *Mutsch* m. für ein Rind oder eine Ziege mit abgeschlagenen Hörnern (rom. *mut* ‚abgestumpft‘).

Gerade solche Wörter wie *Tschänk*, *Mutsch*, auch *schmänesse(n)* ‚Grimassenschneiden‘ erfüllen ihren Zweck auch durch den Klang, so auch das ebenfalls aus dem Rätischen entlehnte *Tschut* n. ‚Schaf‘, *Tschutli* ‚Lamm‘. Ein Lockruf für die Ziegen, bei den Romanen wie auch bei den Walsern, ist *Sila, Sila!* — der Ruf zugleich als Hauptwort Bezeichnung des Tieres.

Zurufe, Ausrufe, Beteuerungen, Flüche, Grüße gehören zum ohrenfälligsten Sprachgut, außerdem zum

geföhlsbetonten: man gibt dergleichen nicht preis bei Sprachwechsel, nimmt aber jederzeit Neues hinzu.

Usse gää wer! ‚jetzt gehn wir!‘ sagt der Obersaxer: das ist rät. *ussa*, vielleicht vermischt mit altdeutschem *unz* ‚bis‘, im Berner Oberland *usse* ‚unterdessen‘.

Die romanischen Oberländer haben Wohlgefallen gefunden am *B'hüet-di(ch) Gott* der Deutschbündner und sagen selber auch *piatigot*, als Gruß auch *esses huslis*, d. h. *sind-ir husli* ‚seid ihr fleißig‘, beim Zutrinken *printgas*, d. h. *ich bring-ech's*.

Jeden Augenblick hört man auch vom Deutschbündner sein *magáari* im Sinne von ‚vielleicht, ungefähr, allenfalls‘: *Das wär magaari z'probiere(n)!* *Da sind magaari zwölf Stuck; magaari jetz* ‚gerade jetzt‘.

Diesem Wort kommt sein behäbiger Lautkörper zu-statten, dem ebenso beliebten *ma!* im Sinne von ‚aber‘ seine Kürze samt Klanglichkeit, allen derartigen Wörtern natürlich auch die Häufigkeit: *das ist próppi guet* ‚das ist fürwahr gut‘ (aus dem Rätoromanischen und auch unmittelbar aus dem Italienischen); *próppi häiß isch ietz!* ‚fürwahr heiß ist's jetzt!‘.

Die Rätoromanen ihrerseits schieben unser schweizer-deutsches *halt*, das erklärende, begründende, bekräftigende *halt*, *es ist halt doch schö(n)*, in ihre Rede: *quei ei halt in um perdert* ‚er sei doch eigentlich ein geschickter Mann‘.

Die Klangwirkung kann durch Umformung gesteigert werden, und volksetymologische Umdeutung gesellt sich dazu, so bei einer bündnerischen Bezeichnung des gefleckten Molches: aus *inna da quatter pezzas* ‚Vierpfötler‘ wird bei Deutschbündnern *Gwatterpiezli*, *Quatter-Peetschi*, *Quader-Quetschi*, *Quater-Quetsch*, *Kwatertatsch*, *Gwaggä-Peetschi*, *Wätter-Peetschi*; im hintern Prättigau sagen die Alten *Wasser-Queegschi*, die Jüngern *Wasser-Peetschi*, und weil *Peetschi* auch Koseform zu *Peter* ist, wird in Felsberg schließlich ein *Wasser-Peeterli* daraus. Wer sähe diesem unschuldigen *Wasser-Peeterli* seine romanische Herkunft an! — nebenbei eine Warnung vor allzuviel mythologischer Phantasie beim Deuten von Tiernamen.

Auch sonst mischt sich in das Entlehnte etwas Einheimisches hinein.

In Obersaxen gibt es ein Eigenschaftswort *ä s p e r* ‚munter‘ aus rät. *a s p e r* ‚rauh, rüdrig‘. Die Bedeutung ‚roh, barsch, ungeberdig, böse‘ hat im Prättigau die Zusammensetzung *un-ä s p e r*; da ist offenbar dem Lehnwort das deutsche verstärkende *un-* vorgesetzt worden (wie in *un-tä p p i s c h* ‚tölpelhaft‘, *un-g r o s s* ‚sehr groß‘).

Übernehmen Rätoromanen deutsche Wörter mit der Vorsilbe *un-*, dann ersetzen sie sie durch das einheimische *mal-*: aus *un-husli(ch)* ‚unökonomisch‘ machen sie *mal-husli*, aus *un-lidig* ‚ungeduldig, empfindlich‘ *malidi*, aus *un-lustig* ‚schmutzig, ekelig‘ *malusti*, aus *un-redli(ch)* ‚unredlich‘ *malrecli*; für ‚Unglück‘ setzen sie *dis-cletg*. Die Vorsilbe *us-* wird durch das etwas anklingende *s-* (aus lat. *dis-*) ersetzt: *us-nütze(n)* heißt bei den Romanen *snizziar*, *us-narre(n)* ‚verhöhnern‘ *snarriar*.

Walser sagen: *er het-schi(ch) g'schappet* ‚er hat sich davongemacht‘: da vermischt sich mit rät. *scappar* (oder it. *scappare*) eine deutsche Wendung wie ‚sich davonmachen‘.

Solche Kreuzungen gestalten auch gelegentlich ein einzelnes Wort um: aus *Stadáal* ‚Deichsel‘ und *Skadáal* ist durch Kreuzung die Form *Kstadál* entstanden unter Einfluß deutscher Wörter wie *K'stell n.* ‚Gestell‘.

Entlehnte romanische Zeitwörter erhalten etwa eine verdeutlichende deutsche Vorsilbe: aus rät. *smaccar* machen die Obersaxer *zer-schmägä* ‚zerquetschen‘ (nach ganz deutschen Vorbildern wie *zer-brächchä* und *zer-rittä* ‚zerbrechen‘); aus rät. *mover* bilden die Walser *er-müüferä* (nach Fällen wie *er-wäikkä* ‚sich rühren‘), ferner *ver-müüferä* (nach Vorbildern wie *ver-rodä*, das ein verstärktes *rodä* ‚rühren, regen‘ ist).

Hüür sind d'Chüä doch grad uus-g'schaneti hei(m) cho(n), d. h. ‚abgemagert‘; sagt man im Prättigau; darin steckt mittelbünd. *schinar* ‚enden, verscheiden‘, *meez schinò* ‚heruntergekommen, geschwächt, erschöpft‘. Die Prättigauer verstärken das Wort durch vorgesetztes *uus-* (nach Vorbildern wie *uus-g'hungeret*). Der Infinitiv *uus-schanä* kommt kaum vor.

Die Entlehnung eines Zeitworts muß überhaupt keineswegs von der Grundform ausgehn. Gauchat⁶ hat ja erst vor kurzem in einem Aufsatz ‚Vom morphologischen Denken‘ gezeigt, daß der Infinitiv nicht die Machtstellung besitzt, die man ihm zuschreiben gewohnt ist. Im 9. Band des Idiotikons ist

ein schöner Beleg dafür, daß bei Sprachmischung Infinitiv und Partizip in fruchtbare Beziehung treten können.

In Vals und im Rheinwald lebt nämlich ein Zeitwort *schmullje(n)* ‚zanken, aufbegehren‘; im Rätischen gibt es ein Verb *smuldir*, früher wohl teilweise gesprochen *smuldjir* mit palatalisiertem *d* (lat. *maledicere*). Vom Partizip **smuldjetg* könnte, wie Planta vermutet hat, die Entlehnung ausgegangen sein: **smuldjetg*: *g'schmulljet*, und ein Infinitiv *schmullje(n)* entstand erst nachträglich zum entlehnten Partizip.

Bei der Übernahme fremden Sprachgutes tritt unter Umständen Lautersatz ein, so bei den Deutschbündnern für das palatalisierte *g* (*dj*) der Romanen: aus rät. **pagiar* ‚sühnen‘ wird im Munde der Walser *paasche(n)* ‚Frieden schließen‘, auch *patsche(n)*; aus *metga* wird *Mikkä* ‚Semmelbrot‘; das rätische mouillierte *l* gibt man durch einfaches *l* wieder: rät. *gliet* wird zu *littä* f. ‚Wasserstein‘; umgekehrt verfahren die Romanen mit deutschen Lehnwörtern, wie ‚Gasse, Gast‘: *giassa*, *giast*; ‚Leute, Linde‘: *gliend* (als weibliches Wort), *glienda*.

Eine Wechselbeziehung zeigt sich da z. B. auch im Verfahren bei *a* und *ä*: die Hanfbreche, walserisch *Brächcha*, mit überoffenem *ä*, heißt im Surselvischen *braha*; *wärche(n)* ‚arbeiten‘ erscheint als *barhar*, *Chätzer* ‚Ketzer‘ als *hazzar*. Zu dieser sehr begreiflichen ‚Lautsubstitution‘ gibt es Gegenstücke: im Walserdeutschen erscheint öfters für romanisches *a* das überoffene *ä*: rät. *parla(r)* lautet in Obersaxen *pärlä* ‚unaufhörlich schwatzen‘, rät. *pala(r)*, engad. *paler* ‚schälen‘ in Obersaxen *pällä* ‚von Spreu befreien‘. Die Walser hören im romanischen *a* ihr überoffenes *ä*, die Rätoromanen im walserischen *ä* ein *a*. Die Avner haben solches *ä* auch in *Bäppa* und *Mämma* ‚Vater, Mutter‘. Sicher beruht auf dieser walserisch-romanischen Wechselbeziehung die Namensform *Bandicht*, *Pandegg*, die in Valendas neben *Bändicht* ‚Benedikt‘ steht; schon im Davoser Spendebuch aus dem 16. Jahrhundert heißt ein *Benedicht Geruober* auch *Banedikt Geruober*.

Aus dem männlichen *Bogä* ‚Bogen‘ ist im Rätoromanischen ein weibliches Wort *la boga* geworden, aus dem *Grabä* ‚Graben‘ ein weibliches *la graba* — natürlich nach den zahlreichen romanischen Erbwörtern auf *-a*.

Der Übergang in die andere Sprache bringt auch sonst etwa

Genuswechsel mit sich. Für das rätische Maskulinum *amblaz* haben Walser (z. B. in Obersaxen) ein Femininum *Amblaatsä* ‚Lederstrick zur Befestigung der Deichsel am Joch‘; der Geschlechtswechsel erklärt sich aus dem vorwiegenden Gebrauch in der Mehrzahl (der Strick wird zweifach oder vierfach genommen): *d'Amblaatsä(n)*.

Der Artikel wird (bei Lehngut noch leichter als sonst) zum Wortkörper gezogen: eine Art Pflug und die Pflugschar heißt *Araader* und mit angewachsenem romanischem Artikel (im Schanfigg) *Larader*, die Wagenachse *Aschil* und mit *r* aus dem deutschen Artikel *der*: *Raschil*.

Entlehntes kann auch sonst falsch aufgefaßt werden. Die Wendung *im Perfäkt sii(n)*, *in Perfäkt cho(n)* braucht der Prättigauer für ‚in Verlegenheit sein, in Verlegenheit geraten‘. Die Wendung beruht auf dem rätoromanischen *esser en emperjetg* ‚in Verlegenheit sein‘; das Adjektiv *emperjetg* wurde aber als Präpositionalverbindung *im Perfect* aufgefaßt. Das Mißverständnis hat zum Übergang in eine andere Wortart geführt.

Gegenstücke sind *Chätzer* und *Narr* als Adjektive im Surselvischen: *ina hazra scala* ‚eine sehr große Treppe‘, *ina matatscha narra* ‚ein törichtes Mädchen‘. Es gibt eben im Schweizerdeutschen Zusammenhänge, in denen *Narr* und *Chätzer* wie Eigenschaftswörter aussehen: man sagt *en Narre(n)-Bueb* gerade wie *en tumme(r) Bueb*, und es heißt *es Chätzers-Loch* gerade wie *es unmässigs Loch*.

Man spannt gleichbedeutende Wortgestalten aus beiden Sprachen zusammen zu gemischten Doppelgespannen, z. B. bei den Rätoromanen für ‚Eifer‘: *zel e ifer*, für ‚Strafe‘: *strofs e castitgs*, für ‚Streit‘: *span e debat*.

Die Walser im Prättigau brauchen die Fügung *liber und loos* ‚der Verpflichtung los‘; z. B. ein Hirte, der ausgehütet hat, *ist liber und loos*; *schì händ-en liber und loos g'gän*; der Stabreim hält das gemischte Paar einträchtig zusammen wie das ganz einheimische *ledig und los*. Es ist beizufügen: *liber* braucht man im Prättigau nur in diesem Sinn: ‚von Verpflichtung frei‘: *är hät's liberals* ‚er hat es (das Gut) schuldenfrei‘.

Sicher war es bei Verträgen zwischen Deutschen und Romanen nützlich und notwendig, den wichtigen Begriff in beiden

Sprachen auszudrücken: *liber und loos* im Prättigau, *liber und jrii* bei den Rätoromanen des Oberlandes.

Deutsch und Romanisch konnte noch enger verwachsen, *g(e)rad* ‚eben, soeben‘ und *güst* ergab das in Avers sehr lebendige *chatüst* ‚gerade, geradeso‘ (mit dem Ton auf *ü*); aus *Praadä* ‚Wiese‘, dem romanischen *prada*, und *Wis* wurde *Praadä(n)-Wis*; eine *panada* ‚Brotsuppe‘ heißt bei Deutschbündnern *Panaada-Suppä*.

Man zieht nicht ungern ein bodenständiges Wort wieder zu Ehren, nachdem es den Weg durch die Fremde gemacht und dort einen verlockenderen Anstrich bekommen hat: da steht z. B. unter den Obersaxer Speisen ein *Vertéms* n., ein Fleischgericht, besonders Gempfeffer, und dieses sonderbare Geköch ist nichts anderes als ein deutsches ‚*Verdämpfts*‘, das die Walser von Obersaxen sich aus der romanischen Küche in romanischer Zubereitung, d. h. Lautgestalt, haben auftischen lassen. Der September ist in Obersaxen denn auch der *Vertéms-Maanet* oder der *Vertémer*.

Pitsch petsch machchä ‚unter Zusammenschlagen der Hände bitten‘ sagen die Obersaxer den Rätoromanen nach — die selber haben die Wendung der deutschen Zunge abgelauscht. Aus deutschem *meinen* haben die Romanen *sminar* gemacht, und von ihnen haben es die Obersaxer als *schminä* ‚denken, glauben‘ zurückentlehnt. Sie haben auch ein Zeitwort *härmenjärä*, *härmen-tjärä* ‚lärmen‘, eine Ableitung von surselvisch *hermer*, das seinerseits nichts anderes als deutsch *Chrämer* ist.

Über den Weg der Entlehnung kann man sich täuschen.

Die Walserlandschaft Obersaxen hat eine Menge rätischer Orts- und Flurnamen, und zu diesen rechnete man begreiflicherweise auch die Hofnamen *Misanengia*, *Miranigia*, *Kiranigia*.

Planta⁷ stellt sie nun aber überzeugend zu den im frühen Mittelalter häufigen Namen auf *-iningos*, *-iningas*, und damit gesellen sich diese scheinbar rätischen Namen in die vertraute Sippschaft jener schweizerdeutschen Patronymikalbildung, die Bachmann in der Festschrift Kägi behandelt und z. B. in den Walsergegenden Bündens nachgewiesen hat, *d'Ziisliga* ‚die Leute mit dem Familiennamen Zisli, Zinsli‘, *Tscheurigen Alp* ‚Alp der Tschöri‘, also zu einer urdeutschen Namenbildung.

In ganz deutschen, bodenständigen Wörtern und Wendungen kann sich Rätoromanisches verbergen — im deutschen Sprachkörper eine romanische Seele stecken.

Juds hat in einem Vortrag zwei schöne Beispiele für diese Tatsache ans Licht gezogen: die Ohreule heißt bei den Deutschbündnern, überhaupt bei den auf altromanischem Boden ansässigen Deutschsprachigen — und nur bei diesen — *Geißler*, weil sie bei den Bündner Romanen *cavrè* ‚Ziegenhirt‘ genannt wird. Die Deutschbündner haben einfach dem romanischen Wort einen deutschen Mantel umgeschlagen. — Nur den bündnerdeutschen Mundarten ist der Ausdruck eigen: *d'Alp lade(n)* und *entlade(n)*: sie ahmen das rätoromanische *cargar l'alp*, *scargar l'alp* nach.

Einem einheimischen Wort verschafft ein ähnlich klingendes fremdes, mit dem es sich mischt, eine neue Bedeutung: *tschiekkä* heißt in Obersaxen wie andernorts ‚schief gehen‘, aber auch ‚schielen‘, und dies aus dem Grunde, weil das anklingende rät. *tschiec* eben ‚schielend‘ bedeutet.

Ganze Redensarten sind manchmal nichts anderes als ein bißchen verdeutschte Fremdlinge: für ‚Taufzeugen zu gewinnen suchen‘ sagen Davoser und Prättigauer *mit dem Patsch gaan*, wie die Engadiner *ir cul patsch*. ‚Aus dem Dienste laufen‘ drücken Walser mit der Wendung aus: *mit der Brokka gaan* (mit dem Milchkübel): das ist eine bei den Romanen des Oberlandes sehr verbreitete Redensart. *Er macht schi(ch) fort vä(n) Loch* ‚er macht sich aus dem Staube‘ entspricht der romanischen Wendung *as far our da la fora*, *ir our da la fora* ‚sich aus dem Staube machen‘. Der Ausdruck *das isch-mer breit wie lang* ‚das ist mir gleichgültig‘ hat in Graubünden sicher eine Beziehung zur romanischen Stabreimformel *liung sco lad*.

Romanischer Einfluß verursacht allerlei Anwendungen des Zeitworts *machen*: *er hät-ne g'machet uus-telefoniere(n)* ‚er hat ihn veranlaßt hinauszutelephonieren‘; *wenn's schööni Taga machet*, *wenn's trochä machet* ‚wenn's schöne Tage gibt, trockenes Wetter ist‘, und Verwechslungen zwischen *machen* und *tuen*: *es machet grob* ‚es geht ungestüm zu‘, *das sett-me(n) de(n) Lüüte(n) chlaar-tue(n)* ‚das sollte man den Leuten klar machen‘.

Gerade Wörter so allgemeinen Sinnes und Gebrauches werden durcheinander geschüttelt, so auch alltägliche Umstands-, Beziehungs-, Fürwörter.

Är ist sövil lang im Dienst g'si(n); sövil längs war das Alphorn: solcher Gebrauch von *sövil* im Sinne von ‚so sehr‘ wurzelt in altdeutschen Gebrauchsweisen von *vil*, ist aber gefördert worden durch rom. *ton, tonta* ‚soviel‘, ‚so groß‘.

Rätisch *be* bedeutet ‚erst‘ (‚erst jetzt‘) und ‚nur‘ (‚nur einmal‘): darum erhält das Wort *nu(r)* in Walser Mundarten auch den Sinn ‚erst‘: *da nu* ‚erst kürzlich, unlängst‘.

‚Nichts‘ und ‚keines‘ werden vermischt: *es nützt ekcheis nüt* ‚nichts hilft‘; *däne(n) ist kcheis z'schlächts* ‚den italienischen Mähdern ist nichts zu gering zum Stehlen‘: die Rätoromanen brauchen eben häufig ‚nicht‘, wo man im Deutschen ‚kein‘ sagt; daher rührt Unsicherheit und Verwechslung im Deutschen.

Von dieser Seite stammen auch Vermischungen von ‚einer‘, ‚jener‘, ‚der andere‘ (dafür spricht die geographische Verbreitung: Berner Oberland, Freiburg, Wallis, Graubünden), der Gebrauch von *der ander* im Sinne von ‚ein gewisser‘: *es gäid-mer wie dem andere(n)*, der das und das sagte oder tat, *ich ha's wie der ander*; *der ander* ist da ein sonst unbekannter Mensch, von dem man z. B. einen Schwank erzählt.

Im Rätoromanischen hat das Zeitwort *udir* ‚hören‘ vom schweizerdeutschen, auch bündnerdeutschen *g'höre(n)* die Bedeutungen ‚angehören‘ und ‚ziemen‘ übernommen. Beim Zeitwort *puder* ‚können‘ hat sich der Sinn ‚bewältigen‘ zugesellt, weil man im Schweizerdeutschen sagt *er mag-ne* ‚er bewältigt ihn‘, und z. B. die Oberländer brauchen *puder* ‚können‘ sogar für ‚mögen, gerne haben‘ in Fällen wie *jeu pos buca tschereschas* ‚ich kann nicht Kirschen‘, weil im Schweizerdeutschen *möge(n)* für ‚können‘ vorkommt: *er mag nid g'lengge(n)* ‚er kann es nicht erlangen mit ausgestrecktem Arm‘.

Dergleichen bündnerische Geschehnisse und Ergebnisse können als Vertreter allenthalben und zu allen Zeiten möglicher Spracherscheinungen gelten, als typische Beispiele für Sprachmischung.

Zum Schluß ist noch zweierlei zu sagen. Erstens: die Gegengaben des Deutschen an das Rätoromani-

sche sind viel reichlicher, als es bei dieser nach der andern Seite gerichteten Schau scheinen muß. Zweitens: allen Einflüssen herüber und hinüber zum Trotz sind die Bündner Sprachen beileibe keine charakterlosen Mischsprachen — im Gegenteil: die rätoromanischen Mundarten sind ehrwürdige Sprachgestalten von höchster Eigenart,

Churerdeutsch ist eine der klangschönsten Schweizermundarten, sogar die allerschönste,

Walserdeutsch ein urchiges Alemannisch und in manchen Zügen das altertümlichste Deutsch — und, ganz zum Schluß,

Graubünden im Sprachleben, gerade wie in der Landschaft, ein Wunderland.

Anmerkungen.

Genauere und folgerichtige Bezeichnung der Laute war aus drucktechnischen Gründen unmöglich. — Die rätoromanischen Formen sind die des Surselvischen, falls sie nicht genauer bezeichnet sind.

¹ H. Schuchardt, Slawo-Deutsches und Slawo-Italienisches (1885), Seite 5.

² Schuchardt, s. Anm. 1. — Bachmann, Beiträge zur Geschichte der schweiz. Gutturallaute (1886). — Bachmann und v. Planta, Darstellungen der schweizerdeutschen und der rätoromanischen Sprachverhältnisse im Geographischen Lexikon der Schweiz, Bd. 5, S. 58 ff. und 90 ff. — Brandstetter, Das schweizerdeutsche Lehngut im Romontschen. — Jud, Aus dem rätischen Idiotikon, Bündner Monatsblatt 1924, S. 201 ff. — Brun, Die Mundart von Obersaxen, Meinherz, Die Mundart der Bündner Herrschaft, Bd. 11 und 13 der von Bachmann herausgegebenen ‚Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik‘. — Lutta, Der Dialekt von Bergün, Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Heft 71.

³ Pult, Über die sprachlichen Verhältnisse der Raetia Prima im Mittelalter, S. 32; im übrigen siehe Näheres in der ‚Zeitschrift für Ortsnamenforschung‘ Bd. 5, S. 44 ff., zum Syntaktischen überhaupt ‚Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur‘, hrsgg. von Sievers, Bd. 54, S. 65 ff., 281 ff.

⁴ Jespersen, Die Sprache, S. 196.

⁵ Vieli, Die Terminologie der Mühle in Romanisch-Bünden.

⁶ Gauchat, in der Festgabe für Singer 1930, S. 136 ff.

⁷ Planta, Birkicht und Vokalmetathese im Rätischen, in der Festschrift für Gauchat 1926, S. 218.

⁸ Jud, a. a. O. (s. Anm. 2) S. 221 f.